



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

"... auf der Suche nach festem Boden"

Blömeke, Sigrid

Münster [u.a.], 1999

III.5.2.1 R. B.

urn:nbn:de:hbz:466:1-39856

Gesamteinschätzung der Ausbildung an der Pädagogischen Akademie und der Lehrertätigkeit.

An den biographisch-narrativen Teil der Interviews schloß sich jeweils ein zweiter – stärker strukturierter und anhand eines Leitfadens geführter – Interviewteil an, der sich auf die Ausbildung an der Pädagogischen Akademie Paderborn konzentrierte und deren historische Rekonstruktion aus Sicht der Studierenden zum Ziel hatte. Die Erkenntnisse sind in die Darstellung eingeflossen (s.o.).

III.5.2.1 R. B.

B. wurde am 2. Mai 1925 in Paderborn als Sohn eines Vorschlossers geboren. Er hat einen jüngeren Bruder. Seine Eltern bezeichnet er als „stockkatholisch“ (Interview B.), die gesamte Verwandtschaft habe die Zentrumspartei gewählt. B.s Familie hat bis zu seinem zehnten Lebensjahr im Stadtkern gewohnt und ist dann in ein selbsterbautes Haus am Dörener Weg gezogen. Von 1931 bis 1935 hat B. eine sechsklassige Volksschule für Jungen besucht und ist von dort auf die Städtische Oberrealschule für Jungen – das spätere Reismann-Gymnasium – gegangen. Am 12. Februar 1943 hat er das Abitur abgelegt.

Einer seiner Lehrer habe an ihm malerische Fähigkeiten entdeckt, ansonsten hat er an seine Volksschulzeit keine besonderen Erinnerungen:

„Die vier Volksschuljahre liefen so hin.“ (ebd.)

An die Zeit als Gymnasialschüler erinnert sich B. dagegen besser. So hebt er einen Geschichtslehrer hervor, der einen „guten“ Unterricht gemacht habe und nicht das offizielle Lehrbuch, sondern eins aus der Weimarer Zeit verwendet habe, „so daß wir kritisches Bewußtsein beigebracht bekamen“. Es habe jedoch auch NS-Anhänger unter seinen Lehrern gegeben, beispielsweise einen Physiklehrer, der statt von Optik von der „Lehre vom Licht“ sprach, um Fremdwörter zu vermeiden, und Bibel-Zitate als „typisch jüdisch“ diffamierte (zur Reismannschule im Nationalsozialismus im einzelnen vgl. Heller/Hülsbeck-Mills 1991). Die Schüler hätten diesen Lehrer jedoch nicht ernst genommen und als „Dummkopf“ angesehen. Die ganze Klasse habe bei antijüdischen Äußerungen immer „Pfui!“ gerufen, was von dem Lehrer als Beifall verstanden worden, von den Schülern aber als Widerspruch gemeint gewesen sei (vgl. ebd.).

Im Vergleich zur Volksschulzeit war die Gymnasialschulzeit wohl prägender, aber insgesamt meint B.:

„Die Schule war für uns gar nicht das wichtigste im Leben.“ (ebd.)

Die ein- bis zweimal wöchentlich stattfindenden Gruppenstunden der katholischen Jugend waren für ihn viel wichtiger. Diese fanden in einem katholischen Vereinshaus statt, waren aber nach der Zerschlagung der katholischen Jugend-

organisationen Mitte der 30er Jahre nicht mehr verbandlich organisiert. Dies festzustellen, ist B. wichtig; damit war auch seine weitere Einstellung zu katholischer Jugendarbeit geprägt. Bei den Treffen handelte es sich um ein Zusammenkommen von Gleichgesinnten, es wurde gelesen und einmal in der Woche eine Gemeinschaftsmesse gefeiert. An Wochenenden unternahmen die Jungen Fahrten und Zeltlager mit Lagerfeuer in der Egge, „was eigentlich nicht statthaft war“. Diese Fahrten entsprangen dem Lebensgefühl der Beteiligten:

„Wir haben als Jugendliche in einer Welt gelebt, die so ein bißchen romantisch war.“ (ebd.)

Angeregt von der Jugendbewegung gehörte für die katholischen Jungen das Wandern und das Volksliedersingen zum Jungsein. In jedem Jungenzimmer habe ein Bild vom „Bamberger Reiter“ – dem frühesten Reiterstandbild seit der Antike – gehangen, das damals als „Ikone“ katholischer Jugend galt.

Die Jungen hatten die Kontakte untereinander selber geknüpft, die Eltern B.s begleiteten diese Aktivitäten ihres Sohnes im katholischen Umfeld aber mit Wohlwollen. Dennoch rieten sie B., dem Jungvolk und später der Hitler-Jugend beizutreten. Sie „befürchteten, wenn du was werden willst, wenn du Abitur machen willst, dann ist die Hitlerjugend einfach eine Notwendigkeit“ (ebd.). Der HJ trat B. dann auch bei und sang dort im Chor, jedoch – nach seinen Aussagen – ohne die Uniform der HJ zu tragen.

B.s Verhältnis zum Nationalsozialismus ist als durchaus zwiespältig zu kennzeichnen: Einerseits war B. eingebunden in eine Jugendgruppe in der Tradition der ehemaligen katholischen Bünde Neudeutschland und Quickborn, und er gibt an, daß er und seine Freunde „wenig mit der Hitlerjugend am Hut“ hatten, andererseits bezeichnet er HJ- und Jungvolk-Führer als „völlig harmlose Burschen“ und SS-Offiziere als „schneidige Leute mit schneidigen Uniformen“, von denen es in der Stadt etliche gab – Leute, die reiten wollten, zum Beispiel:

„Wer irgendetwas tun wollte, mußte in einer NS-Organisation sein.“ (ebd.)

Diese Widersprüchlichkeit ist ihm offensichtlich nicht bewußt gewesen. Ihm ist die Aussage wichtig:

„Den Naziterror haben wir eigentlich erst 1945 durchschaut, nicht einmal 1945: 1946, als dann die ersten Bücher herauskamen – Kogon, Der SS-Staat.“ (ebd.)

Nach einer Begegnung mit KZ-Häftlingen in Wewelsburg bei einer Wanderung der katholischen Jugendlichen mit einem Pfarrer habe dieser ihnen erklärt, daß es sich bei den Gefangenen um handwerkliche Spezialisten – „Künstler“ – für den Ausbau der Burg handele. Daß diese Häftlingskleidung trugen, hielten die Jugendlichen nicht für verwunderlich:

„Wir wußten von den Bibelforschern, daß sie Wehrdienstverweigerer waren – wir mußten Soldat werden, und für uns war das eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß einer, der den Wehrdienst verweigerte, in ein Arbeitslager kam.“ (ebd.)

B. meint, daß „das einzige Kriegsverbrechen“, das er im Nationalsozialismus gesehen habe, die Bombardierung dreier als Lazarett gekennzeichnete deutscher Schiffe durch englische Flieger gewesen sei, während er das deutsche Verhalten wie folgt beurteilt:

„Wir haben einen fairen Krieg geführt.“ (ebd.)

Der Kriegsbeginn hatte offensichtlich bei B. das zwiespältige Zusammendenken von Nationalsozialismus und Katholizismus noch verstärkt: Die katholischen Jugendlichen trafen sich weiter in ihren heimlichen Gruppen, wurden aber „natürlich alle Soldat [...], weil das eine Selbstverständlichkeit war und weil Deutschland im Krieg war“. B. selbst hat sich sogar freiwillig gemeldet, weil er eine „Pflicht“ darin sah, für Deutschland zu kämpfen. „So ein bißchen“ habe die NS-Propaganda schon gewirkt. B. begründend:

„Und die Gefahr war immerhin da – der Bolschewismus war das Zerstörerische, der Nationalsozialismus natürlich auch, nur waren wir da Mitbeteiligte.“ (ebd.)

Weder Schule noch Eltern hatten zu einer Klärung solcher ideologischen Ambivalenzen beigetragen. Der Schulleiter sei „ein treukatholischer Mann“ gewesen, der jeden Morgen in den Gottesdienst ging und dort auch manchmal die Orgel spielte, aber gleichzeitig gelegentlich eine SA-Uniform in der Schule trug. Zu der eigenen Familie führt B. aus, daß seine Tante zwar hektographierte Predigten des Bischofs von Galen verteilt habe, seine Eltern ihm diese aber nicht zeigten, weil sie „wahrscheinlich Angst (hatten; S.B.), daß wir leichtsinnig irgendwo plaudern“. Und als die Synagoge brannte, habe er zwar eine Ohrfeige von seinen Eltern bekommen, weil er bei den Löscharbeiten zugehört habe, diese hätten ihm ihr Verhalten jedoch nicht erklärt, so daß er es nicht verstanden habe. „Seltsam“ fand B. als Jugendlicher auch, daß die Großmutter bei einer Erwähnung des Namens „Hitler“ immer ein Kreuzzeichen machte. Auch dieses Verhalten habe er erst viel später verstanden.

Deshalb sieht er es auch für sich als problematisch an, aus heutiger Sicht die damaligen Verhältnisse angemessen zu schildern:

„Meine Vergangenheit und meine Erziehung den jungen Leuten heute deutlich zu machen, ohne zu blenden und ohne etwas zu vertuschen oder unehrlich zu werden, das ist eine Schwierigkeit.“ (ebd.)

Anfang 1941 wurde B. zur sogenannten „Heimatflak“ eingezogen, die um die Stadt Paderborn postiert war, um Flugangriffe abzuwehren. B. stellt dies als Möglichkeit dar, „schnell wieder bei der HJ wegzukommen“. Jede dritte Nacht hatte er von abends 18 Uhr bis morgens 6 Uhr Dienst, um anschließend wieder in die Schule zu gehen. Einen richtigen Angriff hat er nicht erlebt. Daher urteilt er:

„Das war für uns Jungen ein Stück Abenteuer.“ (ebd.)

Nach dem Abitur absolvierte B. im Sommer 1943 den Reichsarbeitsdienst. Als einer von nur zwei Abiturienten in seiner Einheit und zudem als gläubiger Katholik hat er sich dort nicht wohlgefühlt und mußte auch einiges an Repressalien ertragen. Während er mit der harten Arbeit und den militärischen Übungen keine Probleme hatte, sondern diese als gute Vorbereitung auf das folgende Soldatendasein ansah – „Im nachhinein war ich froh, daß mich der Arbeitsdienst so hart angefaßt hat.“ (ebd.) –, hat ihn insbesondere das Verhältnis der anderen Arbeitsdienstleistenden zu Frauen gestört: Sie hätten kein anderes Thema im Kopf gehabt und nur „säuische“ Witze erzählt.

Nach Beendigung des Arbeitsdienstes wurde B. als Soldat eingezogen. Auch hier hat ihn wie schon zuvor die „reine Männerwirtschaft“ und das aus seiner Sicht unangemessene Gerede der anderen Soldaten über Frauen gestört. Seine Kriegserfahrungen wertet er dagegen eher positiv, da er neue Länder kennengelernt und viele handwerkliche Techniken – Brückenbau, Schweißen etc. – gelernt habe. B.s Kriegszeit bestand nämlich vor allem aus Ausbildungen und Aufsichtsfunktionen, von Gefechten blieb er weitgehend verschont. Aus Gründen der „Familientradition“ hatte sich B. als Pionier zur Artillerie gemeldet. Er wurde in Dänemark und Köln ausgebildet, besuchte dort einige Lehrgänge und wurde schnell Unteroffizier. Erst dann kam er nach Litauen an die Front. Dort fanden zu diesem Zeitpunkt (1944; S.B.) keine Kampfhandlungen statt, so daß seine Tätigkeit vor allem aus dem Verlegen und Räumen von Minen bestand, bevor er wieder eine Kriegsschule besuchen durfte. Gegen Ende des Krieges bekam er bei dem Aufbau des sogenannten „Ostwalls“ Aufsichtsfunktionen über eine Kolonne Frauen und alte Männer zugewiesen. Hier kam er erneut in Konflikt mit seinen Vorstellungen von geschlechtsspezifisch angemessenem Verhalten, in diesem Fall bezogen auf das andere Geschlecht, die Frauen also: B. bezeichnet sie als „männerdoll“ und ebenso „sauig“ wie die Männer beim Reichsarbeitsdienst. Er weist im Gespräch darauf hin, daß das damalige Verhältnis katholischer Jugendlicher zu Mädchen heute nur noch schwer verständlich zu machen sei (vgl. ebd.).

B. wurde während seiner Aufsichtstätigkeit zum Oberfähnrich und kurz vor Kriegsende noch zum Leutnant der Reserve befördert. Vor der Kapitulation setzte er sich nach Westen ab. Auf dem Rückweg kam er zweimal in Kriegsgefangenschaft, konnte jedoch beide Male nach kurzer Zeit fliehen, so daß er bereits am 20. Mai 1945 wieder zu Hause in Paderborn ankam.

Den Wiederaufbau hat B. in materieller Hinsicht nicht annähernd so einschränkend wie andere – beispielsweise A. H. (s.u. Kap. III.5.2.3) – erlebt: Sein Elternhaus stand noch und hatte die Bombardierungen unbeschadet überstanden, und bis Ende 1945 konnte er bei einem Bauern arbeiten, so daß die Verpflegung gesichert war. Schwieriger war für B. allerdings die Frage der Berufswahl:

„Ich hatte das Abitur und sonst nichts, und Deutschland war kaputt.“ (ebd.)

Zuerst strebte er die höhere Forstlaufbahn an, da er meinte, damit seinen Traum vom einfachen Leben verwirklichen zu können und mehr mit Pflanzen und Tieren als mit Menschen zu tun zu haben. Er formuliert drastisch:

„Ich hatte die Schnauze voll von den Menschen, ob das Männer oder Frauen waren.“ (ebd.)

Da die Einstellungschancen als Förster allerdings sehr gering waren, orientierte er sich auf ein Chemiestudium, was ihm dann allerdings zu trocken erschien.

Spaß hatte B. in der Nachkriegszeit noch immer an katholischer Jugendarbeit, in diesem Fall als Gruppenleiter. Im Herbst 1945 habe er mit anderen angefangen, die Kinder und Jugendlichen zu sammeln, um mit ihnen Gruppenstunden durchzuführen und sich am Wiederaufbau des Doms zu beteiligen. Es sei ihm wichtig gewesen, „aus den Kindern und Jugendlichen vernünftige Menschen zu machen“. Wie bereits zur Zeit des Nationalsozialismus – möglicherweise auch als Folge dieser Erfahrung – hat B. wieder viel Wert darauf gelegt, daß die Jugendarbeit im Rahmen der kirchlichen Gemeinde und nicht in einem Verband stattfand:

„Ich war gegen diese Spezialisierung in Standesorganisationen.“ (ebd.)

Im Interesse der Offenheit und Gemeinsamkeit sollte die gesamte Pfarrjugend einer katholischen Gemeinde in die Jugendarbeit einbezogen werden, aus allen sozialen Schichten. Verpflegt durch das irische Rote Kreuz, hat er mit den Jugendlichen auch längere Fahrten unternommen.

Durch diese Jugendarbeit gewann B. Spaß am Umgang mit jungen – „noch bildungsfähigen“ – Menschen, „die man noch formen kann“, so daß er beschloß, Lehrer zu werden. Nach seiner Bewerbung um Aufnahme in die Pädagogische Akademie Paderborn wurde er zur Aufnahmeprüfung eingeladen, die er ohne Probleme bestand. B. war eher ein Mann der Praxis, der daraus auch das Interesse am Lehrerberuf erworben hatte, so daß es ihn immer „enttäuschte, wenn darüber geredet wurde, wie man Jugendliche wieder begeistern kann, statt einfach damit anzufangen“. Dennoch bewertet er die Ausbildung insgesamt eher positiv, da die Freiheit gegenüber der Schulzeit größer war:

„Als Schüler mußte man zuhören, man mußte seine Schularbeiten am nächsten Tag fertig haben.“ (ebd.)

Die Praxiserfahrungen des eigenen Unterrichtens während der Ausbildung haben ihm – dieser Einstellung entsprechend – am meisten gegeben, und wenn es anfangs nur die Erfahrung war, daß er bereits nach einer viertel Stunde heiser war, weil er das viele Sprechen nicht gewohnt war. Er nahm für sich eine private Sprecherziehung vor. Im Stadtschulpraktikum konnte B. selbständig eine zweite Klasse unterrichten, da ein Lehrer ausgefallen war. Im Landschulpraktikum hat er sogar drei Monate lang ein zweites Schuljahr und zusammen mit einem Kommilitonen ein siebentes Schuljahr unterrichtet. B:

„Das ist uns gar nicht so schwierig vorgekommen.“ (ebd.)

Und ein positives persönliches Erlebnis war dies trotz sehr großer Klassen auch:

„Als wir da so alleine standen, hat uns das viel mehr Spaß gemacht als alles andere.“ (ebd.)

In den ersten Semesterferien wurde er zur „Re-education“ nach England geschickt. Er wohnte privat in einer Familie und hat Kurse besucht, sein Urteil lautet allerdings:

„Da habe ich nichts von abgebracht, von der Demokratie da.“ (ebd.)

Prägende Person der Studienzeit war für B. der Religionsdozent Pollmann, der ihm „das meiste gegeben“ habe, der „uns auch ein bißchen die Augen aufgemacht hat für die Wirklichkeit und die Vergangenheit“. Dies hatte offenbar für B. erheblichen Stellenwert, weil die Prägung durch die Soldatenzeit tief ging, so daß es ihm „schwer fiel, über die Zeit wegzukommen und die Zeit zu verstehen“. B.:

„Jeder, der da war, ob die Älteren oder die Jungen, war bemüht, mit der Vergangenheit fertig zu werden. Wir sind ja mit Scheuklappen durch die Nazizeit geführt worden.“ (ebd.)

Auch andere Dozenten werden von ihm positiv beurteilt, so daß sein Gesamturteil lautet:

„Das waren qualifizierte Leute, die mir eine ganze Menge gegeben haben.“ (ebd.)

Unmittelbar nach der Abschlußprüfung hatte B. es zunächst schwer, als Volksschullehrer eine feste Anstellung zu finden, so daß er erst einmal private Dienstverträge annahm. Ostern 1949 erhielt er dann in einem Paderborner Vorort in einer dreiklassigen Volksschule eine Planstelle. Dort war das Verhältnis zu den Kollegen, die vor seiner Anstellung „gut miteinander harmonierten“, gespannt, da er „als Störenfried“ in das Kollegium kam. B. war deutlich jünger als die anderen Lehrer, so daß er bei den SchülerInnen schnell sehr beliebt war, was zu Konflikten führte. Dennoch hat ihm das Unterrichten Spaß gemacht. Wegen des Mangels an Räumlichkeiten hat er vor allem nachmittags unterrichtet. Da waren die ersten drei Jahrgänge zusammen in einem Raum versammelt, und er mußte den Unterricht entsprechend organisieren. Dies hat B. bei allen Problemen – z.B. einer angemessenen Nutzung der Tafel bei drei verschiedenen Themen und fehlenden Büchern – als spannende Herausforderung angesehen. Er resümiert (und betont dabei noch einmal sein Berufsverständnis):

„Das Lehrersein hat mir Freude gemacht, solange ich 30 Stunden in *einer* Klasse sein konnte.“ (ebd.)